

Wenn die Zeit sehr langsam rückwärts läuft

In seinem neuen Fotobuch aus Ostbosnien zeigt Christian Schwager, wie es heute in der ehemaligen Uno-Schutzzone aussieht: unheimlich idyllisch.

Von **Valentin Groebner**

Als ich ein Kind war, wurden auf Familienfesten farbige Super-8-Filme gezeigt, die Verwandte von ihren Ferien gedreht hatten. Am interessantesten waren diese Filme, wenn sie, für Kinder unwiderstehlich, nach der Vorführung zurückgespult wurden: Schwimmer wurden aus Seen emporgeschleudert; Busse sogen Menschen in ihre geöffneten Türen, die dann zuschlugen, Landschaften voller rasend schnell rückwärts fahrender Autos und rückwärts laufender Menschen jagten am Betrachter vorbei. Bis der rückwärts laufende Film dann eigenartig leer wurde: noch mehr Landschaften, aber keine Leute mehr. Dann Zahlen, weisser Film und das laute Rattern des Projektors, und der Film war am Anfang angekommen.

Jeder rückwärts laufende Film erzeugt beim Betrachter die Schwindel erregende Vorstellung, in der Zeit zurückzustolpern. Christian Schwagers neu erschienener Fotoband «My Lovely Bosnia» hat eine ähnliche Wirkung. Auf seinen Bildern aus Ostbosnien passiert aber erst einmal sehr wenig – Slowmotion. Ein gelbes Absperrband am Strassenrand. Blühende Obstbäume, dahinter ein geparktes Auto. Ein Stück gerodetes Unterholz. Ein Feldweg. Ein verlassenes Haus; drumherum die freundlichen Farben einer abgelegenen Gegend. Landschaften, kapiert man, sind deswegen welche, weil sie leer sind.

Leichen und Minen im Boden

Leer? In diesen Hügeln und längs der Waldwege rund um Kaleseija, Vlasenica, Bratunac und auf dem Crni vrh stecken nicht nur Minen im Boden, denen bis heute immer wieder Bauern zum Opfer fallen. In den Wochen nach dem 11. Juli 1995 wurden in der ehemaligen Uno-Schutzzone fast 8000 muslimische Bosnier umgebracht. Schwager fotografiert lakonisch die Standorte der so genannten sekundären Massengräber, in denen in den letzten drei Jahren Hunderte von menschlichen Überresten entdeckt wurden: ermordet, vergraben, wieder ausgegraben und auf den abgelegenen Crni vrh transportiert, um wieder verscharrt zu werden.

Schwager zeigt keine Leichen. Er fotografiert Schaufeln, Plastikbänder und Erdhaufen und die Teams bei der Arbeit, in Gummistiefeln und mit aufgekremelten

Ärmeln, denn es ist ein schöner Frühlingstag im Wald. Noch ein Erdhaufen. Und wieder: ein schmaler, kurviger Waldweg.

Diese Wege, kapiert man, haben die Lastwagen genommen, die mit den Hunderten, anderswo ausgegrabenen Ermordeten beladen waren. In dieselben Hügel ist Dragoslav Dedovic in den 1970er-Jahren mit Mädchen nach der Disco gefahren, schreibt er in seinem Essay. Für ihn waren sie mit Knabensehnsüchten nach Autos und Frauen besetzt. Jetzt nicht mehr. Die zwischen den Fotos abgedruckten bosnischen Landschaftsgedichte, 1910, 1959, 1969 geschrieben, sind plötzlich voller böser Echos. «Der Betrachter und das Betrachtete», schreibt Dedovic, «sind gemeinsam zu einer hässlichen Wunde geworden, die sich zu schliessen weigert.»

Die von der internationalen Gemeinschaft finanzierten Experten für die Exhu-

mierung und Identifizierung der Toten in den bosnischen Massengräbern sind, zusammen mit den Minenräumkommandos, vielleicht der unmittelbarste Ausdruck des europäischen Wunsches nach Heilung, Reparatur, nach Wiedergutmachung der Jugoslawien-Kriege, die so unheimlich nahe waren an einem verstörten und überforderten Europa. Sie sind der Wunsch danach, das Schreckliche wenigstens ein klein wenig in Ordnung zu bringen und eine Art von Normalität zu ermöglichen.

Von hinten langsam durchblättern

Davon handelt dieser buchstäblich unheimlich idyllische Fotoband: vom Versuch, sich in der Zeit rückwärts zu bewegen. Deswegen liest man Dedovics Essay am besten erst am Schluss, obwohl der vorne abgedruckt ist. Schlagen Sie «My

Lovely Bosnia» hinten auf, und blättern Sie langsam zurück, von der Strasse hinein in die herbstlichen Waldwege, zu den Bagger Spuren und der festgedrückten Erde, die sich dann zu grossen Haufen türmt, zu den Gummistiefeln der Spezialisten und den Absperrbändern der Minenräumer, bis Sie schliesslich bei dem zarten Hellgrün der Frühlingsblätter auf den ersten Seiten angekommen sind. Und plötzlich ist sie da, diese unwirkliche Beschleunigung, die rückwärts spulende Filme immer haben. Bis, ganz zuletzt, wieder die Strasse auftaucht. Eine ganz normale Strasse. Ein schmaler Feldweg zweigt von ihr ab. Eine ruhige Gegend.

Christian Schwager: *My Lovely Bosnia*. Mit einem Text von Dragoslav Dedovic und sieben bosnischen Gedichten, Edition Patrick Frey, Zürich, 160 Seiten, ca. 58 Fr.



BILD CHRISTIAN SCHWAGER/AUS DEM BESPROCHENEN BAND

So sah es im Herbst 2003 entlang der verminten ehemaligen Frontlinie in der Nähe von Lukavac aus.

Ein zorniger Alpöhi trifft auf Live-Elektronik

Gestern ging das 107. Tonkünstlerfest in Zürich zu Ende. Zu entdecken waren auch Nachwuchskomponisten.

Von **Susanne Kübler**

Jedes Jahr feiert der Schweizerische Tonkünstlerverein an einem anderen Ort, und doch bleibt manches gleich. Auch dieses Jahr, in Zürich, fanden sich viele vertraute Komponistennamen auf den Programmen, bewährte Ensembles spielten ihre Werke. Zürcher Ensembles waren es in erster Linie – Aequator, Collegium Novum, Ensemble für Neue Musik, Opera nova und wie sie alle heissen. Sie fanden ein beachtliches Publikum. Es gab aber auch Besonderheiten. Zahlreiche Klanginstallationen etwa (siehe Kasten), musikalische Dinners (der Genuss ist derzeit ein Thema bei der Neuen Musik), und vor allem einen Tag, an dem sich alle Schweizer Musikhochschulen vorstellten. Fast alle: Die Westschweizer hatten kurzfristig abgesagt, und so improvisierte man ein Podium mit den Komponisten Dieter Ammann, Roland Moser, Isabel Mundry und ihren Schülern.

Was ist ein Komponist heute?

Der Notfall erwies sich als Glücksfall. Vieles war zu erfahren bei diesem Gespräch; Lebensentwürfe prallten aufeinander, wenn einer der Studierenden sich eine reine Komponistenexistenz wünschte und ein anderer erzählte, wie das Unterrichten und die Arbeit mit diversen Ensembles den Terminkalender (über-)füllen. Was ist ein Komponist heute? Welche Kriterien gibt es, gute von schlechter Musik zu unterscheiden? Antworten gab es keine, von

schnellen Rezepten hielt in dieser Runde niemand etwas. Das meistgenannte Wort war «Tiefe», bei Lehrern wie Schülern. Auch von «Schulen» war die Rede, die es nicht mehr geben soll, seit die Dogmen der Avantgarde ihre Bedeutung verloren haben. Roland Moser widersprach, und man musste ihm zustimmen: «Schulen» mögen passé sein, aber Lehrer gibt es nach wie vor. Am Freitag war dies in der Zürcher Musikhochschule eindrücklich zu erleben.

Bei den Tessinern etwa, bei denen drei Komponisten Werke mit verblüffend ähnlicher Handschrift vorstellten. Atemgeräusche der Bläser, Streicherglissandi, Tendenz zur Stille, plötzliche Ausbrüche: So und ähnlich hat Neue Musik schon oft geklungen. Die Berner dagegen zeigten instrumentale Kurztheater, die sie mit Georges Aperghis entwickelt hatten; ein sehr zorniger Alpöhi trat da auf, oder ein

Hornist, der nach nur zwei Tönen vom Handy unterbrochen wurde – vom Komponisten wohl, der sich in der Interpretation nicht wiederfand. Manches geriet gar sehr in die Nähe von Schulfest-Sketches, aber die Lust an der Entwicklung theatralischer Ausdrucksmittel war offensichtlich.

«Crossover» hiess es dann bei den Luzernern, bei denen das Komponieren für eine Mischung aus Sinfonieorchester und Bigband zu den Pflichtübungen gehört. Eine schwierige Übung, die zu Werken führt, bei denen man manche Musiker eher sieht als hört; anderes Klang schon fast nach Hollywood.

Mit variablen Besetzungen und auch deshalb weniger einheitlich präsentierten sich Basler und Zürcher. In Zürich scheint bei den Schülern von Isabel Mundry, bei David Sonton-Cafilisch, Gabrielle Brunner oder Moritz Müllenbach, die Suche nach

Farben zentral zu sein; sie führt aber zu Werken, die neben raffinierten Klängen auch ganz eigene Ausdruckswelten erschliessen. In den Begleittexten fallen Worte wie «einlullend» oder «betörend»: Neue Töne bei den Neutönern.

Romantische Violin-Virtuosität

Auch den Baslern sind sie nicht fremd. Jesus Angel Rodriguez Recio schlägt eine stimmungsvolle Brücke zwischen Gegenwart und Renaissance, Arman Gushchyan sorgt für die Wiederbelebung einer fast romantischen Violin-Virtuosität, und das Nauru-Quartett improvisiert sozusagen neobarock. Umso mehr fällt der dicht verkabelte Chikashi Miyama mit seiner Live-Elektronik-Performance aus dem Rahmen: Musikalisch wäre das noch entwicklungs-fähig. Aber der Auftritt sitzt.

Klanginstallationen, über- und unterirdisch

Doch, der Verkehr ist ein Problem, immer schon und immer wieder. Dass sich die Klanginstallateure am Tonkünstlerfest zum Thema «Passagen» gleich reihenweise damit auseinandersetzen, ist deshalb weder besonders überraschend noch wirklich neu. Immerhin, sie taten es auf höchst unterschiedliche Weise.

Marie-Cécile Reber platzierte beim Kunsthaus kleine Lautsprecher in den Bäumen, aus denen Insekten gegen den Strassenlärm anzirpten. Ursula Meyer und Reto Inäbitt projizierten Gemälde von verkehrsfreien Renaissance-Städten auf eine Lautsprecher-Collage, aus der das «Brrm, Brrm» von Kindern beim Autorennen-Spielen schallte. Am stimmungsvollsten war die Arbeit von Barb

Wagner und Pius Morger: Sie hatten in-takte und andere Autospiegel unter einem Wolkenhimmel drapiert, der begleitet von elektronischem Wehen und Tröpfeln über einen horizontal aufgehängten Gross-Flachbildschirm zog Wolken begegnete man auch bei Ernst Thoma noch einmal.

Die meisten Klanginstallationen wurden in den Theatern an der Sihl und Gessnerallee gezeigt; den passendsten Ort für die Thematik haben allerdings Barbara Jäggi und Urban Mäder ein paar Schritte daneben beziehungsweise darunter gefunden. Sie präsentierten «Lauter Blech» im 4. UG des Parkhauses Gessnerallee, zu manchen Zeiten zusammen mit einem Ensemble. Dann wurden

die metallenen Rollkörper in rumpelnde Bewegung versetzt, instrumentale Interventionen begleiteten sie, und die hallige Akustik kam zu schönster Geltung.

Hier konnte auch ein zufälliges Publikum ins Tonkünstlerfest geraten – und nicht nur hier. Pierre Mariétans «Stadtlid» richtete sich an die Passanten auf der Rathausbrücke, und Dorothea Schürchs «Organ II» liess einen in der wohl originellsten Installation unter die Kirchgasse horchen: In der Kanalisation wurde eine elektronische Komposition abgespielt, zu hören war sie aus Metallrohren, die in die Abflussdeckel eingepasst waren. Leise, hallig, irgendwie verweht Klang das. Ein Hauch von Unterwelt. (suk)

Nebel spucken und von den Zinsen leben

Das Openair Frauenfeld zog rund 100 000 Besucher an – ein Rekord für den Hiphop-Event.

Von **Reto Baumann, Frauenfeld**

Das zweite Mal, als am Samstag Rauch über dem Gelände aufstieg, war es Nacht und der Brand der 47 Autos auf dem zwei Kilometer entfernten Festivalparkplatz längst gelöscht. Die einstigen britischen Chartsstürmer The Prodigy gaben ihren Hit «Firestarter» zum Besten, da spuckte eine Maschine tüchtig Nebel ins Publikum. Vorturner Keith Flint, über die Jahre etwas förtiger geworden und mit moderaterem Modern-Primitives-Look, tigerte dazu nervös über die Bühne und röhrte wie einst Punk-Ikone Johnny Rotten. Der musikalische Mastermind Liam Howlett schmierte derweil den Tanzboden mit den ganz fetten Beats.

Die Südstaatenfahne um die Hüfte hatte Flint da schon abgelegt, das angedeutete Schlachtszenario mit in roten Nebel getauchten gekreuzten Fahnen im Strobogewitter blieb. Die martialische Geste, das Spiel mit Mythen und Ekstase – dies alles war seit je Teil des Prodigy-Konzepts. Der gallige Hochgeschwindigkeits-Rave, Kurzschluss aus Rock und Elektronik, war Mitte der Neunziger stilbildend und geniesst gerade wieder ein Comeback. Da darf auch das Original nochmals ran.

Redman lief zu grosser Form auf

Es hielt sich wacker: Prodigy verstehen es noch immer, einen hypnotischen Sog zu schaffen, gerade weil ihr Sound stets präkär bleibt. Diese Musik ist, wie es im Stück «Poison» heisst, Gift und Heilmittel zugleich. Die rhythmische Stop-and-Go-Ochsenschau ermdete auf Dauer gleichwohl. Schön geriet das Finale mit einem Remix von Max Romeos Reggae-Klassiker «Chase the Devil»: Darin wird der Teufel ins Weltall verbannt, damit er eine andere «Rasse» finde. Der Exorzismus findet seinen Kern im Gefühl der Entfremdung.

Der Prodigy-Auftritt war für das diesjährige Frauenfeld-Programm insofern symptomatisch, als mehrfach üppig von den Zinsen gelebt wurde, auch im Hiphop. Die US-Headliner EPMD (ohne Eric Sermon – er konnte wegen Passproblemen nicht ausreisen) und Redman haben in der Heimat mit ihren Beats der alten Schule kommerziell den Anschluss verpasst. Europa vergisst weniger schnell. In Frauenfeld feierten Tausende ihre Lieblings-euphorisch.

Vor allem Redman genoss dies sichtlich und lief zu grosser Form auf. Doch auch da zeigte sich, dass die Stücke des aktuellen Albums weniger Widerhall fanden als die alten. Gefordert war ein Best-of-Programm, keine Innovation. Das schmerzt, auch in einem Genre, bei dem das Verweisen auf die Vergangenheit fester Bestandteil des Spiels ist. Redman schlüpfte in die Rolle als Gralshüter der reinen Raplehre, und der Nachdruck, mit dem er betonte, dass der «richtige Hiphop» – also der eigene, mit DJ und Rapper im Zentrum statt dem Produzenten – nicht tot sei, hinterliess einen auch leise melancholisch.

Zickige Hispeed-Karibikbeats

Unmittelbar vor Redman und wegen eines verpassten Flugs mit dreistündiger Verspätung hatte der zweite grosse Act des zweiten Festivaltags seinen Auftritt, Sean Paul. Zurück blieben enttäuschte Erwartungen. Um auf der grossen Bühne zu bestehen, fehlen dem jamaikanischen Dancehall-Star sowohl Stimme wie Präsenz. Bei einer Musik, die schon auf Konserve zum Spröden und Monotonen neigt, ist dies fürs Entertainment tödlich. In den von Synthesizerflächen ab Werk getragenen Balladen verpuffte die Restenergie endgültig.

Das innerjamaicanische Duell des Tages ging klar an die Männer-Boygroup T.O.K. Die bot zwischen zickigen Hispeed-Karibikbeats und süssen R'n'B-Melodien eine muntere Pop-Operette mit Punk-Attitüde und viel Bewegung. Der sportliche Geist zeigte sich auch in den Gesangsduellen zwischen falsettierendem Crooner und rauem Bariton. Es war Musik ohne Furcht: Das Quartett bewegte sich – durchaus kalkuliert – öfter am Rand zum Chaos. Der Absturz aber erfolgte nie; in der Not war auch der vierstimmige Gospel Remedy. Doch schon folgte die nächste Hitzewelle: «Fire, fire, we don't need no water». Sehr anschaulich illustrierte der musikalische T.O.K.-Gast von den Monster Twins dieses kühle Credo: Er wirbelte mit aufgesetzter Skibrille über die Bühne.